

Der Todte von Horror-Island.

Roman von Harry Hoff.

(15. Fortsetzung.)

Doch Gott sei Dank — so weit brauchte es nicht zu kommen, es gab ja ein Mittel, das Schlimmste abzuwenden.

Das Geld konnte den tollenden Felsen des Verderbens aufhalten.

Aber die Summe war eine ungeheure. Zehntausend Mark wenigstens — war es nicht so? zehntausend Mark mühten morgen in barem Gelde bezahlt werden! Ja, so hatte der erbarmungslose Unbekannte, der sie heute noch unangesehnt seiner Freundschaft verweigerte, es gefordert.

Und morgen schon, eine wie kurze Spanne Zeit blieb ihr da nur! Morgen — Sie entzündete ein Streichholz und warf einen flüchtigen Blick auf die kleine Uhr auf ihrem Nachttisch. — Fünf Uhr! Nicht morgen also, heute mußte gehandelt werden!

Es litt sie nicht mehr auf ihrem Lager. Sie erhob sich geräuschlos, kleidete sich notwendig im Finstern an und warf einen Morgenmantel über. Dann löstete sie vorsichtig ihr Haar, welche sie behutsam hinter sich schloß.

Sie lauschte. Alles blieb ruhig im Schlafzimmer. Eberhard war nicht erwacht. Durch das Speisezimmer schlich sie in ihr Boudoir. Sie schlich, denn sie suchte den Dunkel zu entkommen und suchte das Licht, welches beruhigt und die Qualen des nachdenklichen Trauens in die Nacht schlichtet. Mit einem Seufzer der Erleichterung fand sie mehrere Kerzen, nachdem sie mehrere Kerzen in einen Sessel nieder. Ihre müden Hände traten über die Gegenstände des Kleinen, lauschig Gemach, über Möbel, Vorhänge, Stühle, Tische und die hundert mehr oder weniger kostbaren und ihr so lieben Kleinigkeiten hinweg, mit denen ihr Heim geschmückt war.

Wie alles ihr am Herzen lag, wie alles ihr so teuer war!

Selbst, ihr war plötzlich zu Muth, als müßte sie bald von diesem traurigen Raum Abschied nehmen, als würde dann alles verlassen, verödet stehen.

Könnte es wirklich so weit kommen? Sollte der furchtbare Mensch recht durchhalten mit seiner düsteren Prophezeiung von Prozeß, Verurtheilung, Kerkerhaft?

Beate schloß die Augen. Ein kalter Schauer überlag ihr Leib.

Dann raffte sie sich auf und begann zu überlegen, zu rechnen, zu grübeln, wie die Summe von zehntausend Mark zusammenzubringen sei.

Sie konnte ihren Schmuck verkaufen. Welch häßliches Geschäft und wie gefährlich dazu! Wenn man sie auf diesem Wege trübe! Und dann, sie war niemals eine Freundin von Brillanten oder goldenem Schmucke gewesen, hatte ihrem Gatten gewährt, wenn er mit Hofbedienten beschenken wollte — alles, was sie besaß, und was sie, ohne daß es ihr auffiel, hingeben konnte, würde ihr tausend, im höchsten Falle zwölftausend Mark eintragen.

Sie mußte ja darauf vorbereitet sein, daß man ihr nur etwa den achten Theil des wirklichen Wertes zahlte.

Und der Rest? War es möglich, ihn bei Freunden unter irgend einem Vorwand zu leihen? Welch einem Dornenbusch müßte sie da wandeln, wie zahllosen Demüthigungen sich aussetzen! Und wie leicht konnte durch eine einzige Indiscretion, durch einen Zufall alles zerstört werden!

Doch es mußte ja sein, und obwohl Beate sich nicht der Hoffnung hingab, daß ihr die Herbeiführung einer so bedeutenden Summe auf diesem Wege gelingen werde, nahm sie doch vor ihrem zitternden Schreibtisch Platz, um eine Liste der Personen zu entwerfen, bei denen sie im Laufe des Tages in der so peinlichen Angelegenheit vorkommen würde.

Sie notirte einige Namen, nicht die meisten wieder aus, schrieb andere hin und warf schließlich weinend den Bleistift auf das Papier nieder.

Ah, es war so schwer, unter der großen Zahl derer, die sich ihre Freunde nannten, auch nur wenige herauszufinden, von denen sie ein Dörfchen erwarten durfte. In Gedanken verfluchte, brüdete sie zufällig auf einen Knopf, die Spiegelscheibe zerbrach sich, und das Geheimfach lag geöffnet vor ihr.

Banquots und Goldstücke in großer Zahl lagen vor ihr, fast der ganze Boden des Raumes vor ihnen bedeckt, und Gold wie Papiergeld häuften sich auf stacheligen Haufen.

Mit einem leichten Aufschrei saß Beate zurück. Ein verabschiedungswürdiger Gebante ergiff für einen Augenblick von ihrer Seele Besitz, doch ebenso schnell hatte sie ihn von sich abgeschüttelt.

„Diese Summe, welche hier vor mir liegt, bene Du dich demächtigen Fünftel, denn Du nur die Finger danach ausstreckst — sie würde Dich retten, aller Sorge, aller Demüthigungen, aller Gefahren überheben“ — das war der Inhalt dieses nichtswürdigen Gedankens.

Schnell wollte Beate das Geheimfach schließen, um durch den Anblick des Geldes gar nicht mehr zu tödlichen Erwägungen veranlaßt zu werden, doch fiel es ihr ein, daß sie eigentlich das für die Eintrittskarten zum Maskenball im Interesse des Vereines verzinntes Geld zählen müßte; jetzt war sie gerade ungeführt, sie machte sich an die Arbeit.

Es waren über vierzehntausend Mark, welche in dem geheimen Gewächsbüchse lagen. Vierzehntausend Mark! Und sie brauchte nur zehntausend, um sich zu retten. Langsam, mit leiser bebender Hand schloß sie das Fach. Der Spiegel schloß sich wieder vor die Spiegelscheibe, und sein geschliffenes Glas zeigte Beate's blaues Gesicht.

Sie wendete sich ab. Merkwürdig, sie glaubte in ihrem Anzuge einen Fremden, niemals vorher wahrgenommenen Zug bemerkt zu haben!

Dann begann sie das Zimmer zu durchwandern; ihre Lippen bewegten sich, sie sprach mit sich selbst.

Es war ein langes, seltsames Selbstgespräch. Antwort und Frage wechselten in rascher Folge, und der Einwand wurde von der Beschwichtheit überholt.

„Ist es eine Sünde, die ich begehen will? Gewiß, das Geld ist ja nicht mein Eigenthum. Aber ich nehme es nicht, ich leide es nur! Leide es, um es zurückzulassen, noch ehe es von mir gefordert wird. — Wird mir das aber auch möglich sein? Kein Zweifel, ist mir nur Zeit gegeben, so wird es mir verhältnißmäßig leicht gelingen. Im Grunde, was thue ich denn Arges? Sind die Damen des Vereines mir nicht eng befreundet? Und dieses Geld, mit welchem ich den Stein des Anstoßes aus meinem Leben fortzuschaffen will, es gehört doch in der That den Damen des Vereines, mithin — Nein, nein, es kann, es darf nicht sein — man vertraute mir das Geld an, und — es ist ein Bruch des Vertrauens, es ist —“

Beate vollendete nicht, aber sie schloß die Hände vor das Gesicht und rief schluchzend aus: „Ach, ich werde wahnsinnig, ich fühle es — wahnsinnig bei dem Gedanken, die Rettung so nahe zu haben und doch verloren zu sein!“

Sie fand in eine Ecke des Sofas niedersitzend und verkehrte hier dumpf brütend mit dem Gedanken nach einem Auswege aus der Erstarrung, zermarternd sah eine Stunde lang. Dann schloß sie, von der Müdigkeit übermächtig ein.

Als sie erwachte, war es heller Morgen. Eberhard stand vor ihr, liebste, ihr für Haupt mit seiner Hand und schalt sie sanft aus, daß sie das Lager vorzeitig verlassen.

Es war gegen vier Uhr Abends. Auf dem Alexanderplatz, dem Mittelpunkt des „alten“ Berlins, wüthete auf diese Zeit stets jener geschäftige Verkehr, welcher den bevorstehenden Geschäftstages anzukündigen pflegt. Am heutigen aber, dem heiligen Abend, stutete eine unübersehbare Menschenmenge über den Platz und durch seine Nachbarstraßen. Auf jedem Gesicht lag die stille Erwartung des Kommenden, jeder Schritt war beschleunigt, jedes Gespräch den bevorstehenden Feiertagsfreuden gewidmet. Mit großen Paketen beladen, doch immer noch die reich ausgestatteten Schmeisler für neue Einkäufe musternd, eilten die Glücklichen dahin, die Säckchen des Glüdes aber, denen es nicht vergönnt ist, sich selbst und anderen an diesem Abend Freude zu schenken, belagern wenigstens die Schaufenster von außen und laßen sich in Gedanken an den Heertlichkeiten. Doch das sind nur wenige; die meisten der Armen, welcher darben und noch so ängstlich mit seinen Groschen haushalten muß, er opfert heute sein Scherflein der Freude; er trägt kein Lammensbüchlein nach Hause, schmüdet es, so gut er es vermag, legt die bescheidenen Gaben darunter, entzündet die Kerzen und freut sich des herzerhebenden Festes.

Auf dem Alexanderplatz selbst erhebt sich eine Kleinigkeit aus Holzbüden; hier ist das Gebirge am stärksten: Händler und Käufer, Käufer und Verkäufer, Erwachsene und Kinder — ein buntes Durcheinander, aus dem sich ein wahrer Hellenand erhebt, in der Hauptgasse durch jene kleinen Marterinstrumente ruhigerwohnter Ohren hervorgebracht, die als billiges Spielzeug aus dem Berliner Weihnachtsmarkt nicht fehlen dürfen. Dazu ein alles durchgehender Duft von Lammengrün, Pfefferkuchen, frischem Gebäck und Marzipan und ein prächtiger, harter Frost, der die Gesichter röthet und die Lebensgeister erfrischt — das ist Weihnachtsstimmung, das ist Festesfreude!

Doch von dieser beseligenden, erheben den Festesfreude war im Gesicht jener Dame nichts zu sehen, welche langsam an den Mauern der Häuser, der Alexanderstraße entlang schlich und von Zeit zu Zeit mit verflörten Blicken um sich schaute, als ob sie sich vernehmen wolle, daß man ihr nicht folgt, sie nicht beobachtet. Ihr Gesicht zeigte auffallende Blässe und krankhafte Müdigkeit, doch in den Augen hinter dem dichten Schleier glühte es in feinerer Erregung. Der Anzug der Dame war ein faß und elegant; ein bis auf die Füße fast herabfallender Pelz umhüllte ihre Gestalt, doch schien auch diese warme Hülle sie kaum vor dem Frost zu schützen, denn die Dame zitterte und zog den Pelz mit bebenden Händen fester um sich, als sie vor einem Hause, in dem sich eine kleine Conditorei befand, stehen blieb.

Sie schritt unentschlossen zu sein, ob sie einziehen sollte oder nicht, denn sie zögerte einige Minuten; endlich überwand sie sich und öffnete die Thür, um hinter der zum Schutz gegen die Kälte vorgehängten Friesportiere zu verschwinden.

Angenehme Wärme und der Geruch von frischem Kaffee und Backwaren empfing sie in dem nach der bekannten Eingangsleiter der Berliner Conditoreien eingehängten Laden. An einigen Marktmöbeln saßen einige Zeitungsläser, ein alter und ein jüngerer Herr spielten Schach, und auf dem kleinen Sofa am Fenster hielten ein paar Badfische und gaben sich dem Genuß von Windbeuteln mit Schlagzahn hin.

Unentschlossen schaute sich die Dame um, aber der Conditior hinter dem Ladenthür winkle ihr zu und stüßerte mit verständnißigem Lächeln: „Der Herr wartet im Hinterzimmer, dort jene Thür. — Was darf ich bringen?“

„Eine Tasse Kaffee,“ bat die Dame mit leiser Stimme, dann zog sie den Schleier noch tiefer herab und trat in das bezeichnete Gemach.

Der Hofrath kam ihr entgegen und grüßte ehrerbietig.

„Habe ich die Ehre, Frau Geheimrath Busch vor mir zu sehen?“ fragte er, als wäre er Beate vorher noch niemals begegnet. „Ein Freund hat mich, eine Zahlung von Ihnen entgegenzunehmen — ich weiß nicht, um was es sich im übrigen handelt.“

„Schon gut,“ stieß Beate matt hervor; „nehmen Sie das Geld — machen wir unser Geschäft ab.“ Sie sank auf einen Stuhl nieder. In diesem Augenblick kam der Conditior und brachte dem dampfenden Kaffee, um sich dann gleich darauf wieder zurückzuziehen.

„Hier, mein Herr — zählen Sie — es müssen zehntausend Mark sein.“ Schaller empfing ein Paket: Wanknoten und einige Goldrollen. Auch er schen es eilig zu haben, das Zusammenfassen mit Beate zu bedenken; er zählte nur flüchtig und ließ das Geld hastig in die weiten Taschen seines Mantels verschwinden.

„Verzeihen Sie eine Frage, gnädige Frau. Man hat mir die Aufsetzungen haben Sie bei der Besorgung des Geldes auch die nötige Vorsicht walten lassen, damit — aber um Gottes willen, so nehmen Sie sich doch zusammen — sind Sie unwohl?“

Beate schüttelte schwach das Haupt. Sie war auf die Lehne des Stuhles zurückgefallen, ihre Augen waren geschloßen, sie athmete schwer.

„Es ist nichts,“ hauchte sie noch einigen Minuten, „fahren wir fort. Und wegen des Geldes — es ist alles — in Ordnung.“

„Um so besser, dann, bitte, unterzeichnen Sie diese Wechsel, jeden zu fünftausend Mark, der eine in drei, der andere in vier Monaten von heute ab fällig.“

Ohne die Handstücke abzuliegen, schrieb Beate ihren Namen auf die ihr angelegenen Stellen der Papiere, dann warf sie die Feder von sich, als trüge selbst diese eine Mühsal, und erhob sich. „Das Bild und die Lodge,“ rief sie gebieterisch.

„Ja, habe nur den Auftrag, Ihnen dieses Couvert mit der Lodge einzuhändigen — das Bild wird Ihnen verabschiedet nach Einlösung des zweiten Wechsels.“

Beate nahm das Couvert entgegen und verdrang es in ihren Muff. Dann wandte sie sich, ohne auch nur noch ein weiteres Wort an Schaller zu verlieren, ab und verließ das Zimmer.

„Noch sehr froh und frohig,“ dachte der Hofrath; sein Gebuld, dem Haupt wird schon noch tiefer herabkommen — nur Geduld!“

Zwanzig Minuten später fuhr Beate in einer Droschke vor ihrem Hause vor. Sie schleppte sich die Treppen hinauf und trat angeleitet, wie sie von ihrem Ausgang zurückkehrte, in ihr Boudoir.

Als sie vor dem Spiegel den Schleier zurückschloß, schrie sie laut auf, ein gelbes, eingefallenes, vergärrtes Gesicht schaute ihr entgegen.

„Mir liegt eine schwere Krankheit in den Gliedern,“ rief sie auf. „Doch ich darf nicht trant werden — ich darf nicht!“

Man pochte leise an die Thür. Der Diener Franz trat ein.

„Was wünschen Sie?“ fragte Beate besitzig und unfreundlich. Dieser Mensch schlich immer so leise heran und kam immer unmerklich.

Der Herr Geheimrath haben mich beauftragt, der Frau Geheimrathin mitzutheilen, daß die Consultationszeit heute um eine Stunde abgeändert wird. Der Herr Geheimrath werden sich gegen sieben Uhr zur Weihnachtsfeier einfinden.“

„Es ist gut. — Was wünschen Sie noch?“

„Dieser Brief ist soeben für die Frau Geheimrathin abgegeben worden.“

„Gut, geben Sie her!“ Bartels verließ lautlos das Zimmer.

Beate rief den Umschlag ab und entfaltete das Schreiben.

„Von Gebur,“ rang es sich in höchster Befürchtung von ihren Lippen, „von der Kaiserin des Vereines!“ — „Allesgütiger Gott!“

Dann las sie mit zuckenden Lippen und irdenden Augen:

„Meine liebe Beate!

Heute nur wenige Zeilen in „amtlicher“ Eigenschaft! Denke Dir, ich armes Weib werde von allen Seiten mit Rechnungen bestrahlt, welche hohe Beträge für Ausgaben, unferen Ball betreffend, enthalten. — Apropos, er ist doch Dir und Deinem Gatten gut bekommen, unser Ball? Er war reizend, nicht wahr, ein wirklicher Erfolg! Aber nun kommt der hintere Bote nach; wir müssen sofort bezahlen, und das unter veredelter Casseirer, Herr Consul Grieb, unsere Fonds theils in preußischen Conjols angelegt hat und letztere Papiere nicht verkaufen will, so hat er mich angewiesen, mit von Dir zehntausend Mark aus den eingegangenen Billetbeträgen auszugeben zu lassen. Ich werde daher morgen gegen Mittag auf ein halbes Stündchen zu dir bereitwillig das Geld entgegennehmen. Es verlangt mich auch gewaltig, mit Dir über unferen Ball zu plaudern.

Mit besten Grüßen von Haus zu Haus Deine Hedwig v. Paache.“

Wortlos, tränenlos starrte Beate auf den zierlichen Briefbogen nieder. Endlich faltete sie ihn zusammen und steckte ihn ein. Sie trat an ihren Schreibtisch und legte sich Papier, Feder und Tinte zum Schreiben zurecht. Mit ruhiger, fester Hand warf sie einige Zeilen auf den Bogen, überließ sie noch einmal und covertirte sie dann, worauf sie die Adresse auf die Briefhülle schrieb. Dann nahm sie auch dieses Schreiben an sich.

Während all dieser Verrichtungen, und während sie jetzt der Thür des

Zimmers zuschritt, lag ein starrer, todter Ausdruck auf ihrem marmorblassen Antlitz, ein irres Lächeln umspielte ihre Lippen. An der Thür aber blieb sie stehen, wandte sich um und schaute zu dem großen, prachtvoll eingerichteten Delid des Geheimraths, ihres Mannes, empor, welches über dem Schreibtisch hing. Ihre Lippen bewegten sich.

„So dachte ich nicht von dir zu scheiden — so nicht! Du gutes, liebes, treues Gesicht, ich werde dich niemals mehr wiedersehen — nie wieder!“

Zwei große Thränen rollten über ihre Wangen.

Dann ging sie hinaus; ohne sich nur einmal umzublicken, erreichte sie die Straße und wanderte weiter, planlos in das Menschengewühl hinein.

Und hinter den Fenstern rechts und links vom Wege, im untersten und obersten Stockwerk der Häuser flammten die Weihnachtskerzen auf in mildem Glanz, und süße, frohlockende Kinderstimmen sangen:

„Stille Nacht — heilige Nacht!“

Von sechs bis acht Uhr hatte Geheimrath Eberhard Busch mit wachsender Unruhe die Zimmer durchschritten und sich das Aussehen seiner Frau am heutigen Abend mit mehr oder weniger plausiblen Gründen zu erklären gesucht. In der Dienstbotentruhe stießen die Köchin, der Diener und die Fofe die Köpfe zusammen und schalteten flüsternd über die Vergeßung der Befehlung. Nur der gutmüthige, wohlbeleidete Kutscher wärmte sich am Herdfeuer und sagte nichts.

Um achteinhalb Uhr erscholl die Glocke, und ein Dienstmagd brachte einen Brief für den Herrn Geheimrath. Bezogt er er schon. Damit entfernte er sich schnell.

Franz trug dem Herrn den Brief in das Speisezimmer. Eberhard erkannte mit Schreden an der Adresse schon die Handschrift seiner Frau. Was hatte die ihm schriftlich mitzutheilen, und wo wollte sie hin?

Er las erbleichend die wenigen Zeilen:

„Ich muß, einzig geliebter Mann! Eine Unmüßigkeit reißt sich von Dir los — mit blutendem Herzen, doch klarem Willen. Sie geht in der Tod, damit Dein Name rein bleibe und ihre Schande mit ihr sterbe. Verzeih sie, beträumere sie nicht! Sei glücklich!“

Beate.“

18. Kapitel.

Bureauvorsteher Reinhard hatte um vier Uhr Nachmittags schon seine Uebergeben entlassen, nachdem er jedem von ihnen im Auftrage des Justizraths Gallus ein kleines Geldgeschenk überreicht hatte. Dann gab er einen hümmlichen, frühlichen Aufbruch, „Vergnügungsfreizeit!“ — „Frohes Fest!“ — „Glückliche Weihnacht!“ erlang es von den Lippen der Entlassenen.

„Den armen Büchsen ist ihre Freude von Herzen zu gönnen,“ wandte sich Reinhard schmunzelnd an Susanne, welche das Haupt tiefer über die Arbeit gebeugt, noch an ihrem Tischchen saß; „müssen sich die Finger trumm schreiben das ganze Jahr hindurch, und nun haben sie doch die Lust, zwei Tage lang ausruhen zu dürfen oder ein wenig frische Luft zu schnappen. Und ein paar Thaler hat auch jeder durch die Güte des Doctors in der Tasche — ja, der Doctor Gallus, ein vortrefflicher, herzensguter Mensch, wie reich er uns alle zum Fest beschenkt hat! — das thut kaum ein zweiter Anwalt in Berlin. Mich hat er ganz besonders freigiebig bedacht, weil er weiß, daß ich eine trante Frau daheim habe, und für Sie, Fräulein Susanne, hat er mit diesen Brief hier übergeben, den ich Ihnen mit einem schönen Gruß und vielen guten Wünschen überreichen soll.“

Susanne suchte zusammen. Schon die Aussicht des Couverts: „Meinem lieben, treuen Hausgeißel, Fräulein Susanne Strobach!“ verlegte ihr einen Stich ins Herz.

Treuer Hausgeißel! Und sie hatte aus selbstthätiger Furcht darüber geschwiegen, daß man den Mann, der ihr sein Vertrauen geschenkt, betraut hatte!

Die Ereignisse der vorigen Nacht lagen ihr wie Blei in den Gliedern, es schüttelte sie wie Fieberfrost, wenn sie nur daran dachte.

Susanne öffnete den Brief des Justizraths nicht, bis auch Reinhard sich mit besten Wünschen entfernt hatte und sie allein war. Dann stellte sie ihre Arbeit ein, säuberte sich und legte ein besseres Kleid an; hierauf nahm sie im Schreimantel Platz, indem sie halblaut zu sich selbst sagte: „Das wird ein einziger heiliger Abend, der einfamste, aber ich lieber erlebe. Sonst war ich doch wenigstens mit Mutter Strobach zusammen, freute mich in ihrer Gesellschaft an dem hüßlichen Lammengrün und Kerzenglanz, aber heute ist es mir nicht möglich, die Mutter aufzusuchen, so sehr mein Herz mich auch zu ihr zieht. Ich könnte es nicht ertragen, dem Glenden zu begegnen, der so tief gekuntet ist und mich mit sich in den Abgrund hinabzieht.“

Dann öffnete sie den Brief. Ein reiches Geldgeschenk fiel ihr in zwei Banknoten entgegen, und ein reizender, warm empfundenen humoristischer und doch der Bedeutung des Tages Rechnung tragender Brief begleitete sie.

„Ihr brüderlicher Freund, der es in jeder Lage des Lebens — verstehen Sie recht, Fräulein Susanne — in jeder bleiben wird,“ so schloß die liebenswürdige Epistel.

Das junge Mädchen bedeckte die Augen mit der Hand. „Wie er mich wohl verachten würde, wenn er wüßte — ach, er muß es ja wissen, er muß es erfahren, sobald er zurückkehrt. Und er soll es erfahren! Gallus selbst, Aug in Auge mit ihm, werde ich die volle Wahrheit erfahren, und er wird mich glauben! Dann mag mit dem erbärmlichen Menschen, den ich nach den Ge-

sehen der Dankbarkeit meinen Bruder nennen muß, gefehen, was Gallus in seiner scharfblickenden und niemals den rechten Weg fehlenden Einsicht für geeignet halten wird.“

Endlich also hatte sie sich zu einem Entschluß durchgedungen, ihre uralte Natur, ihre klare Urtheilskraft hatten alle kleinlichen und egoistischen Bedenken besiegt. Mochte der Glend auch drohen, sie der Mitschuld zu zeihen, mochte er auch das Gift der Verleumdung gegen sie aussprechen, mochte fogar der Schein gegen sie entscheiden, was that das, wenn sie nur vom Wege der Pflicht nicht abwich und mit rückhaltlosem Vertrauen dem Justizrath alles enthüllte, was sich zugetragen. Und dazu war sie entschlossen!

Das Bewußtsein, einer gefährlichen Schwäche Herr geworden zu sein, erfrischte sie, das Blut rollte wieder freier, lebensfrüher durch ihre Adern; sie erhob sich und trat an das Fenster, öffnete es und gewahrte der kalten, erfrischenden Luft Zutritt. Der Frosthauch that ihr wohl.

Schellengläute schlug an Susannes Ohr. Ein von zwei dampfenden Brauener gegogener Schitten bog um die Ecke; zwei Herren saßen, in reiche Pelze gehüllt, von dem weißen Bärenfell bedekt, darin, und hinter ihnen thronte in gewaltigen schwarzem Stuhlstrahlen der Kutscher. Lustig und hell klangen die Stellen, und die Pferde hoben stolz die Köpfe mit den buntfarbigem Bespannungen.

„Aber!“ rief Susanne und schloß in bebender Erregung das Fenster. Die Hände auf das unruhig pochende Herz gepreßt, stand sie da und lauschte. Der Schitten fuhr vor dem Hause; sie vernahm das Schmeudern der Kofse, das Ersterben des Glüdes, dann das Öffnen und Zufallen der Hausthür — sie kamen, die beiden Herren, kein Zweifel, sie befanden sich bereits auf der Treppe. Susanne dachte an Flucht, an ein Ausweichen, da gelte die Glend durch die Wohnung und — sie ging um die Thür zu öffnen.

„Du böses, böses Mädchen,“ rief Ahdem und zog die Ergählende in das nächste Zimmer hinein, während Oberländer bedächtig, vielleicht fogar allu bedächtig, die Corridorthür schloß, „warum hast Du die glücklichen Stunden meines Lebens so verdirbt und hast Dich hinweggehoben? So getreu sollst Du Deine Pflichten erfüllen!“

„Ich hatte lange genug meine Pflicht verlegt,“ erwiderte Susanne mit niedergebungenen Augen, „und es war hohe Zeit, daß ich nach Hause kam!“

Dann hatte er beide Hände in die Seiten genommen; sie entzog sie ihm nicht und tauchte ihre Blide glüdstunken in die des geliebten Mannes.

„Lassen wir diese Entschuldigungen gelten,“ sagte Ahdem; „doch verlange ich eine Entschädigung — eine Gabe zum Christabend. Willst Du sie mir geben?“

„Ich will Dir alles geben, was ich zu geben vermag,“ flüsterte Susanne in überströmendem Gefühl, „mein Leben, wenn es Dir nützen kann.“

„Ich fordere auch Dein Leben, und es dem meinigen unaussprechlich zu verbinden — für heute aber ein paar Stunden zu einer weihnachtlichen Schlittefahrt.“

„Schlagen Sie ein, Fräulein Susanne,“ bat auch Oberländer; „ich fahre als „Ehrenname“ mit, und im übrigen verpöche ich Ihnen eine so umfangreiche Fahrt, eine so würdige Feier des heiligen Abends, daß ich selber bin. Sie werden noch oft mit diesem Vergnügen an diese Schlittepartie denken.“

„Ich nehme an,“ sagte Susanne einfach.

Die Herren brauchten nur ganz kurze Zeit zu warten, dann lehrte sie zur Fahrt angeleitet zurück. Das kurze, mit Pelz belegte Jodet hob ihre schlanke, statliche Figur in ihren zarten Formen noch vortheilhafter hervor, und die Pelzmüge auf dem rothgoldenen Haar verlich ihrem Gesicht einen hüßigen, eigentümlichen Ausdruck.

Indem sie die wildlebenern Handstücke anlegte, wandte sie sich an die Herren: „Ich bin bereit — lassen Sie uns gehen!“

Im Schlitte ordnete man sich so, daß Susanne und Oberländer nebeneinander auf dem bequemem, gepolsterten Sitz saßen, während Ahdem ihnen gegenüber einen weniger bequemen einnahm. Der Baron hüßte das junge Mädchen fürsorglich in Plaids und Pelze ein und bestand darauf, daß sie auch den Oberleiter in einem mitgenommenen Pelztragen wohl verordnete.

Dann begann die Fahrt, welche Oberländer ohne jede Ueberreibung eine stimmungsvolle genannt hatte. Weber die fest gefrorene Schneedecke hinweg tauste der Schlitte, durch den schneidenden Hiegersarten in den Grunewald hinein. Die schneebedeckten Gipfel der Bäume leuchteten durch das Dunkel, und in magischem Schein ließ sie das voll berniederdulende Mondlicht erstrahlen. Millionen Sternengleiche waren am klaren, wolkenlosen Himmelsgewölbe ausgebreitet.

An kleinen, baumgekrönten Anhöhen, am moosbedeckten Föhren faulle der Schlitte vorbei, dicht vorbei an zugestorenen Büschen, auf deren spiegelglatte, mondbescheuene Fläche sich träumend die Frauenerne neigten, in gestrecktem Galopp ging es vorüber an unzähligen, malverlorenen Häusern, an erleuchteten Willen, an eingeeinneten Wirtschaften, und dann eine Stunde lang kein Haus, keine Kirche, nur der Wald, der winterrich einfame, trotzigen Wege Wald mit dem schauerlichen Weg fliehenden Ahdem und den Nachzügeln, die des Kutschers übermächtigem Peitschenknall vom schüßigen Ast aufsprang und mit weit ausgepannten Flügeln tief in den Frost hineinschweben läßt.

Drüben, wo die Richtung den Ausblick gestattete, zücht eine feurige Schlange pfeilschnell durch das Dunkel an den Fahrtenen vorüber — es ist ein Schnellzug, der den Bahndamm passiert, der Dampf der Locomotive schwebt in langgezogenen Wolken über die Wipfel der Bäume hin. Die Signallichter auf dem Schienenweg verblissen.

Weihnachten im Walde! Suschen ward das Herz weit, sie füllte die Maurejährt der Waldeinamkeit, und ein wohliges Empfinden erfüllte sie, hervorgehoben durch das Bewußtsein, dem geliebten Mann so nahe zu sein, mit ihm gemeinsam diese erbeben, bisher ungelante Weihnachtsfeier zu genießen.

Plötzlich füllte sie, wie ihre Hände von zwei anderen umschlungen wurden, und sie erwiderte den innigen, alles ausprechenden Druck.

„Das ist in Wahrheit eine hüße, eine heilige Nacht,“ unterbrach Oberländer die von den drei Theilmännern der Partie so lang beobachtete feierliche Stille. Tausende von Weihnachtsbäumen umgaben uns, und am Himmel sind uns unzählige Kerzen entzündet. Es ist wahr: im Walde betet der Mensch, selbst ohne es zu wollen — jedes Gefühl der Bewunderung vor Gottes Schöpfkraft ist ein Gebet.“

„Und ich denke, wir haben Veranlassung, der Vorsehung zu danken,“ meinte Ahdem, „sie hat alles zum besten gefügt — nicht wahr, Susanne?“

„Und doch müssen wir noch manches von ihr erbiten,“ erwiderte die Gefragte mit einem leichten Seufzer; „aber sehr nur, da schimmert ein Licht am Waldestrand; ist da ein Haus, wohnen dort Menschen?“

„Menschen, die uns sehr bald willkommen heißen und uns gastlich aufnehmen werden,“ erwiderte Oberländer, lustig seine beiden Schlittegefährten anlachend. „Ja, Kinder, jetzt kommt eine kleine Uebertragung, die ich mir für den heutigen Abend vorbehalten habe. Begeben wir uns in den heiligen Abend schon einmal im Walde, so soll es ganz und gar gelingen. Nach der Fahrt durch den winterrichigen Wald, durch Kälte und Eis wird uns ein fladerndes Herdfeuer und ein gut zubereitetes Mahl trefflich munden.“

„Aber, alter Freund,“ sagte Ahdem, „sowie ich aus der Entfernung untercheiden kann, ist das Häuschen dort drüben die Behausung eines Bahnwärters. Wenn ich daher auch ein das Herdfeuer glauben will — was die Wohlgeit anbelangt, hege ich große Zweifel.“

„Ungeachtet, mein Junge, völlig ungegründete Zweifel. Das Haus eines Bahnwärters ist es allerdings, in welches wir einleiten werden, aber mit dem Mann hat es seine eigene Wandlung. Er und seine Frau sind liebe alte Leute, bei denen ich seit langen Jahren während des Sommers manchen stillen, angenehmen Abend verlebte. Die hüßliche Waldeseinamkeit, die ihr Häuschen umgibt, und die ebenso hüßliche Schlichtheit der beiden Menschen haben mir immer wohlgefallen. Nun, ihr sollt sie bald selbst besuchen.“

Und Ahdem fuhr fort, wie Susanne nurken Oberländer redeten. Der alte, weihnachtliche Ambrosius und seine kleine, trotz ihrer siebzig Jahre feine und lebensfrohe Frau boten in ihrem Waldhäuschen das Bild von Plütemund und Bausik, dem glücklichsten Ehepaar. Mit aufrechter Freude führten sie ihre Gäste in ihr bescheidenes Heim, wo der Tisch reich und sauber gedeckt war. Oberländer hatte mit dem Speiserausgang herauf, auch gleichgiltig für Porzellan und Gläser, für Tischzug und ein paar Blumen geforgt, und so fehlte nichts, was selbst ein verdorrter Gefchmack an einem angenehmen Mahle hätte vermischen können. Doch auch die alte Frau hatte das ihrige gethan. Ein lieblicher Brautenduft durchwehte den Raum; er kam aus der nebenliegenden Küche, in welcher sie eifrig schaltete und waltete. Auch an einem Weihnachtsbäumchen fehlte es nicht: es stand am Fenster und strahlte in die Nacht hinaus.

Der Kutscher erhielt den Auftrag, die Pferde nach einem Gashaus zu bringen, welches nur eine Viertelstunde entfernt lag, und sie dort einzustellen, bis er nach drei Stunden etwa wieder vorfahren solle.

„Wie heimlich, wie traulich es hier ist!“ rief Susanne, fröhlich um sich schauend; „hier wohnen glückliche Menschen, das sieht man fogleich.“

„Ja, Gott sei Dank, glücklich sind wir, Fräuleinchen,“ erwiderte Ambrosius, denn wir sind gesund und fröhlich und können noch unsere Arbeit thun. Meine Alte und ich, wir haufen jetzt schon an die zwanzig Jahre hier im Schilten, Wurzschelben, Wüdinge oder Krabbeln werden erst etwas in der Butter geschwitzt, ehe man die Eier neben einander hineinschüttelt. Sind die Eier angebraten, so läßt man die Masse aus der Pfanne auf eine Anrichtschüssel gleiten und stellt das Gericht kurze Zeit in einen heißen Ofen, damit das Dotter sich etwas verdrift. Man treue Salz und Pfeffer darüber. Als Unterlage von Geheier nehmen, lege die gebateten Geheier darauf und garnire sie mit Androschstreifen.“

Kalbsfleisch. Vom Kalbsfleisch schöne Stücke schneiden, parieren, baden und dann bezuzieren mit Speielet, 2 Sardellen, feingehackten Eßiggurken, roten Rüben und grünem Kopskollat.

Unabthare Kinder. Frau von freitell: Die ganze Welt sagt, Moriz, daß unsere Malvine ihre ganze Schönheit von mir hat. Herr von freitell: Das's doch die Unabtharkeit von der heiligen Kinder. Aa bissef von der Schönheit häßt! Er Dir auf Ehre zurücklassen gekannt.

„Doch, das ist noch hüßig Zeit,“ sagte Ahdem.

Zweiterlei Notiz.

„Herr Commerzientath sehen ja so abgepannt aus!“ — „Ja, mein Lieber, habe auch mehr zu arbeiten, als ein Pianist!“ — „D. Sie scherzen wohl?“

„Durchaus nicht. Sie verdienen ja das Geld spielen!“ — „Ich wollte nur, ich hätte Ihre Notiz dazu!“

Für die Küche.

Suppe von Blumenkohl. a 6 fällen. Die von zwei jungen Rosen weggeputzten Stiele und Stengeltheile werden geschält, soweit sie hart sind, hierauf mit einer Kauchzwiebel und frischer Petersilie rein bewiegelt. Nun in einem Stück Butter oder gutem Abschöpfel durchdünstet mit 2 Koch